

Thorberg

Autor(en): **Zesiger, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 21

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mich gelitten haben, und dann ist er im Recht; dann bin ich ebenso schuldig wie er.“ Wieder stand sie vor der Frage: „Aber hat er mich denn geliebt?“ Sie konnte heute darauf kein „nein“ finden. Sie stellte sich ans Fenster und blickte lange in den trüben Abend hinaus, auf die blühenden Bäume, die trauernd dastanden und den Regen und Schnee über sich ergehen ließen, auf die Wiesen, auf denen sich eine weiße Kruste anzusetzen begann, in die Wolken, die in dunkeln Mänteln über die junge Erde strichen. Zwei Gedankenreihen gingen unbewußt in ihr nebeneinander her, um sich endlich zu finden. „Wenn es heute Nacht hell wird, muß all die Frühlingspracht erfrieren; wie die Natur so gegen sich selber wüten kann! So ist es meinem Frühling ergangen, u n s e r e m Maien, wir haben uns beide an unserem Glücke unsagbar vergangen. Etwas mehr Wärme und Güte in uns hätte alles verhütet. Er wird drüben so glücklos gelebt haben, wie ich hier, ohne rechten Lebenszweck, ohne Befriedigung, fremd unter Gleichgültigen, immer den alten, herben Bissen im Mund, unfähig, an andern Menschen und Schicksal einen herzlichen Anteil zu nehmen und auch nirgends Teilnahme findend. Verloren, das ganze Leben verloren! Ja, ihr Leben! Inhalt hatte es nur in ihrer kurzen Brautzeit, da sie die Kraft und den Willen besaß, sich um eines andern Willen zu vergessen. Seither war alles nichtig und hohl gewesen.“

Eine große Sehnsucht nach Liebe erwachte in ihrem alt gewordenen, faltigen Herzen, die Liebe erschien ihr in dieser Stunde in ganz neuem Gewande, als das einzige, um das es sich leben verlohnt. Sie holte die Bibel von ihrem Büchergestell und schlug, am Fenster stehend, den dreizehnten Korintherbrief auf, das hohe Lied auf die Liebe, und las sich die schönsten Worte heraus: „Die Liebe ist langmütig, sie ist gütig; die Liebe beneidet nicht, die Liebe prahlet nicht; sie blähet sich nicht auf. Sie sucht nicht das ihrige, sie läßt sich nicht zum Zorne reizen, sie deutet nichts zum Argen. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles. Die Liebe höret nimmer auf.“

Sie maß sich an diesen Worten und sie, die sich auf ihr Christentum so viel zugute getan hatte, fand sich unzulänglich und durch ihre eigenen Waffen überwunden. Ja, sie war nicht langmütig, nicht gütig genug gewesen, sie hatte sich aufgebläht und vielleicht mehr an ihr eigenes Glück, als an das

des Mannes gedacht, sie hatte sich zum Zorn reizen lassen, sie war klein im Ertragen, klein im Hoffen, klein im Erdulden gewesen. Hätte sie nicht in ihrem Eigensinn die Luft ihres Elternhauses in ihr eigenes Heim hinübernehmen wollen, wäre sie gegen die Ansichten ihres Mannes duldsamer gewesen, vielleicht weite das Glück noch in ihrem Hause und sie hätte all die Zeit Sonnenschein ohn' Ende gehabt! Und da kam ihr der entsetzliche Gedanke und ließ sie nicht mehr los: „Wenn du das ganze Unglück auf dem Gewissen hättest, das ganze? Du meinstest, dein Mann habe deine Seele verkrüppelt, wenn nun aber du die seine zugrunde gerichtet hättest? du, die gute Christin? Wenn er drüben deinetwegen elend verankt? Wenn du seine Seele zu verantworten hättest? Du hättest alles opfern sollen, um alles zu retten, alles verzeihen, um nicht auch schuldig zu werden!“

Verwirrt ging sie im Zimmer auf und ab, von der Sehnsucht erfüllt: „Könnte ich's wieder gut machen, könnte ich wieder von vorne anfangen! Warum müssen wir erst alt und unglücklich und schuldig werden, ehe wir das Leben zu schmieden verstehen?“

Auf einmal stand sie vor der Türe still und rief aus ihrer tiefsten Seele heraus: „Komm'!“

Brigitte, die den Ruf in der Küche vernommen hatte, kam herbei und fragte, was die Herrin wünsche.

Frau Fröhlicher faßte sich rasch: „Sie müssen noch ausgehen,“ sagte sie, „und mir einen Brief zur Post tragen, die Sache eilt.“

Sie setzte sich an den Schreibtisch und warf schnell einige Zeilen aufs Papier, in denen sie den Gesandten in Washington anfragte, ob er etwas vom Verbleiben eines gewissen Herrn Edwin Fröhlicher wisse, der im Sommer 1879 nach Amerika ausgewandert sei, und ob er nach ihm Nachforschungen anstellen könne.

Als Brigitte sich mit dem Briefe entfernt hatte, kniete Frau Fröhlicher beim Ofen nieder und sammelte die Asche der Briefe, alles was von ihrem einstigen Glück übrig geblieben war, in eine Schale. Und darüber weinte sie, wie eine arme Büßerin und wiederholte das Wort: „Für den, der die Liebe mißhandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende.“

— E n d e . —

□ □ Geheim. □ □

Zu sagen, was im Tiefsten ruht
Der Seele, auf dem Grund,
Was sie erträumt und was ersehnt
In jeder goldenen Stund;

Die Creue, die mich vorwärts führt
Und all mein Tun durchbebt,
Die Harmonie, die vor mir glänzt
Und gleich dem Frührot schwebt;

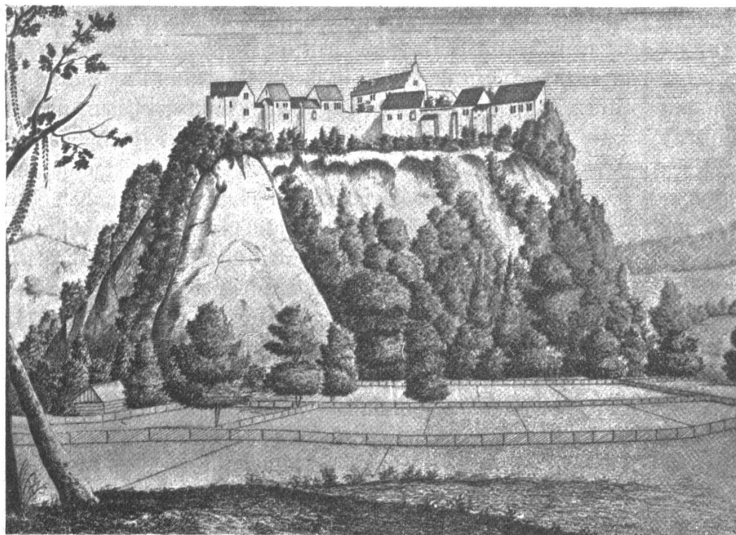
Zu nennen das, ach, ungeschickt
Ist meine Zunge ganz,
Und was das Beste an mir ist,
Verborgen bleibt sein Glanz. o. Volkart.

□ □ Thorberg. □ □

von Dr. H. Zeffiger.

Im Fach Burgdorf des bernischen Staatsarchivs hat sich bis heute die Urkunde erhalten, welche der römische Kaiser deutscher Nation Karl IV. am 23. Juni 1371 dem edeln

Peter von Thorberg „unserm und des Reichs Getrübten“ erteilte. Darin schenkte der Monarch dem Ritter den Hof und die Güter zu Krochtal und den Kirchensatz daselbst, auf daß er



Das Schloss im Jahr 1659.

damit „und mit andern feinen Gütern eyn Gotteshaus stiften und machen wolle“; bisher war Krauchthal (mit der Burg Thorberg) Reichslehen gewesen und hatte deshalb nicht ohne Zustimmung der Lehensherren vergabt werden können. Immerhin hatte es Ritter Peter nicht allzu eilig mit der Klosterstiftung und erfüllte sein Versprechen erst am 17. Juli 1397, volle sechsundzwanzig Jahre nachher; er übergab das neue Gotteshaus dem Karthäuserorden, welcher dort ein Priorat einrichtete und als ersten Prior den Dr. Johann von Braunschweig dorthin sandte. Fortan gehörte die Karthause Thorberg mit derjenigen zu St. Margrethen bei Basel zur rheinischen Provinz des Ordens und erwarb bald bedeutende Besitzungen. Bei der Reformation besaß das Priorat die Gerichte Krauchthal, Walkringen, Ronolfingen, Koppigen und Ersigen mit den Kirchensäcken zu Krauchthal, Walkringen, Koppigen und Alchenstorf. Bern errichtete daraus die Landvogtei oder das Oberamt Thorberg, dessen Vogt die niederen Gerichte besaß, während der Blut- und der Heerbann den Freiweibern der Landgerichte Sollikofen unterer Teil (für Krauchthal), Ronolfingen oberer Teil (für Walkringen-Ronolfingen) unter den Bennern der Metzger- und Gerberzünfte in Bern und dem Landvogt von Wangen (für Koppigen und Ersigen) zustand. Diese merkwürdige, scheinbar unvernünftige Zerreißung erklärt sich ohne weiteres daraus, daß die Benner der Landgerichte und der Vogt von Wangen vor der Reformation die einzigen Organe waren, welche die Stadt Bern hier ohne Zwischenherrschaft besaß; über Thorberg als geistlicher Stiftung hatte Bern bloß die Kastvogtei, d. h. das Schutzrecht, die eigentliche Verwaltung aber besorgte das Kloster selbständig durch eigene Beamte. Nach der Aufhebung des Gotteshauses trat an dessen Stelle einfach der neue Landvogt und übte genau die alten Rechte aus; die alten Grenzen blieben unangetastet, sodaß nach der Glaubensänderung bloß der Herr, nicht aber der Umfang der Herrschaft gewechselt hat.

Von 1528 weg bis 1798 hausten 53 Vögte auf dem Hügel hinter Krauchthal. Während dieser 270 Jahre wurde mancherlei an den alten Gebäuden geändert; 1579 brannten die alten Klostergebäude großenteils aus, 1739 baute die Obrigkeit ein neues Kornhaus und renovierte 1755 das eigentliche Schloß, die Wohnung des Landvogts. In einem Teil der Gebäude war ein Pfundhaus von 36 Betten eingerichtet.

Nach der Revolution von 1798 diente das ganze Schloß als Spital, Armen- und Pfundhaus und 1803 verschwand auch die alte Landvogtei Thorberg: Krauchthal mit dem Schloß fiel an das Amt Bern, Walkringen und Ronolfingen an Ronolfingen, Koppigen und Ersigen an Burgdorf. Mit der

Ablösung der Zehnten wurde auch das alte Kornhaus frei und diente etwa als Gefängnis; so 1840—42 für die fünf wegen des Putschversuchs von 1832 verurteilten politischen Verbrecher alt Schultheiß Fischer, Oberst Tschanner, alt Oberamtmann v. Diesbach, Dr. jur. Hahn und Dr. med. Luz. Als Abteilung des Spitals wurde dann eine kleine Hülfssirrenanstalt eingerichtet, welche bis zur Eröffnung der Waldau im Jahr 1855 bestand.

Durch das Gesetz vom 8. September 1848 beschloß endlich der Große Rat die Verwendung des ganzen Schlosses als Zwangsarbeitsanstalt, und schon zu Anfang des folgenden Jahres zogen die ersten Sträflinge ein. Am 19. August 1867 brannte das frühere Irrenhauslein nieder und wurde nicht wieder aufgebaut. Trotz verschiedenen Umbauten und dem Neubau von 1893 hat sich seither die Anstalt als zu klein für die rund 400 Sträflinge erwiesen und ist 1892 durch Errichtung der Strafanstalt St. Johannsen, 1891 durch Schaffung der Zwangserziehungsanstalt Trachselwald und der Filiale von St. Johannsen in Witzwil und 1896 endlich durch die neue Weiberarbeitsanstalt Hindel-

bank entlastet worden; seit 1895 und 1896 sind Witzwil und Trachselwald selbständige Anstalten, 1911 mußte St. Johannsen infolge des Brandes verlassen werden.

Es ist einleuchtend, daß bei einem alten Burgstall, der nacheinander als Kloster, Vogteischloß, Spital und Kornhaus gedient hat, die Umwandlung in eine moderne Strafanstalt unmöglich sein kann. Bei Thorberg scheint das in der Tat der Fall zu sein, und die allzu häufigen Ausbrüche haben auch dargetan, daß trotz der scheinbar eisenfesten Mauern und hochragenden Felsen ein gewandter Freiheitslustiger den Weg aus seiner Zelle verhältnismäßig leicht findet. So haben denn



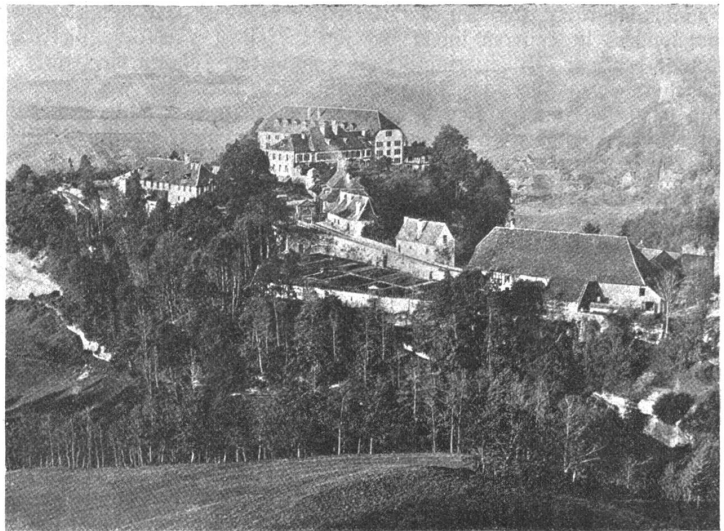
Wappenscheibe der Karthause Thorberg im Berner Münster.

auch im März 1913 die Bau- und die Justizdirektion gemeinsam dem Großen Rat des Kantons Bern die Aufhebung der Strafanstalt Thorberg beantragt und damit wiederum

unter ein Kapitel in der Geschichte dieses Schlosses einen Strich gemacht.

* * *

Es berührt in unseren Landen den Wanderer, der Freude am Schönen und etwas Kenntnis des Vergangenen hat, oft recht eigentümlich, wenn er hochragende Schlösser als Zuchthäuser (wie eben Thorberg), berühmte Gotteshäuser wie Frienisberg als Armenanstalten, oder ehrwürdige kunstreiche Kirchen wie Payerne als Kasernen eingerichtet sieht. Mancher mag vielleicht sogar mit Recht bedauern, wenn ein Haus vom Rang des Erlacherhofs in Bern zum Verwaltungsgebäude degradiert wird. Viel würdiger wäre freilich die Verwendung als Museum oder wissenschaftliche Anstalt, wenn nicht immer wieder der Herr Finanzminister notgedrungen mit einer Rentabilität seiner Domänen vor die Volksvertretung treten müßte. Hoffen wir, daß das neue Thorberg eine Bestimmung erhält, die dem romantischen Geist etwas näher kommt, welcher Jeremias Gotthelf's „Letzten Thorberger“ schuf!

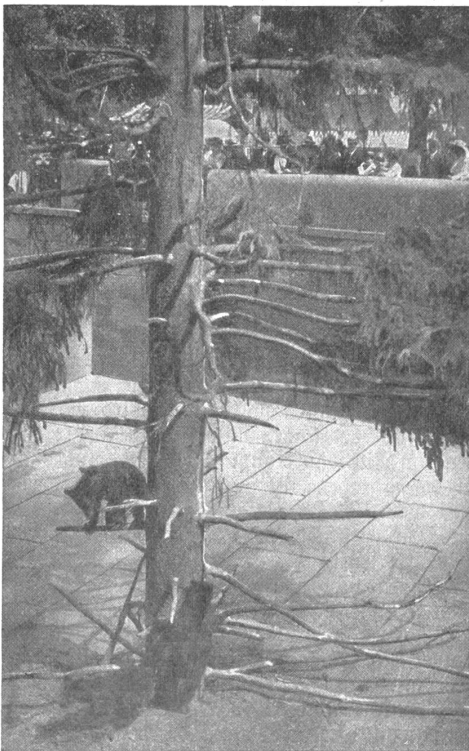


Das Zuchthaus im Jahr 1893.

Ein Stimmungsbild aus dem Bärengraben.

Ein strahlend schöner Frühlingmorgen. Schräg von der Seite her blitzen die Sonnenstrahlen über den Rand unseres Bärengrabens und brechen sich im silbernen Wasserstrahl, der aus der Mauer schießt. Nur wenig Menschen drücken ihre Brust gegen die Sandsteinmauer und senden suchende Blicke in das Loch.

Eine Kette raffelt; die eiserne Schiebeplatte eines Zwingers öffnet sich. Um den breiten Kopf eines Bären streicht der herbe Frühlingwind. Das Tier schnuppert mit vibrierenden



Die Kleinen im Bärengraben.

Müßtern, nießt und streckt den Kopf zum Himmel und blinzelt in die Sonne. Es ist die jüngste Bärenmutter aus der großen Familie, und sie ist nicht allein. Ein Quitschen und ein sonderbares Gequäcke tönt über ihren Rücken hinweg. Fast gleichzeitig treten links und rechts neben ihren Taten drei putzige Kerlchen unter die Zwingeroffnung. Sie strecken altflüg witternd die vorwichtigen Näschen in die früh-

lingschwere Luft, verkriechen sich und erscheinen wieder, neugierig wie sie sind. Aber die sorgende Mutter hebt behutsam eine Taze und schiebt sie links und rechts hinter sich. Die Luft ist herb und kühl. Und die Kleinen kommen doch erst aus dem wollwarmen Nest. Da könnten sie sich erkälten.

Bedächtig tritt Frau Bärin in den Zwinger. Zärtlich vorsichtig schiebt sie ihre Jungen vor sich hin, die kleinen, drolligen mit den viel zu kurzen Beinen und der weißen Halskrause. Jeden Schritt bewacht sie, den sie machen; jede Bewegung verfolgt sie; jedes Plätzchen, das die Kleinen betreten, schnuppert sie vorher ab. Sie tritt mit ihnen den ersten Rundgang an, gleichsam als zeigte sie ihnen den künftigen Wirkungskreis. Feierlich und ernst, mit der wohlgelegten Würde einer guten Mutter tut sie es. Was kümmern sie die Rübli, die süßen Feigen, die von oben kommen. Sie läßt sie liegen und würdigt sie keines Blickes. Warnend hebt sie die Taze, wenn eines der Jungen vom Wege des Rundgangs ausweicht und eine gelbe Frucht erhaschen will. Auch vor dem Wasserbecken macht sie Halt, und es ist, als erklärte sie den Kindern seine Bedeutung: Seht, hier werde ich euch baden; hier werde ich euch untertauchen, wenn ihr eurer Mutter den Gehorsam verweigert; hier werdet ihr einft spielend eure Launen kühlen, später, wenn ihr groß geworden seid, und hier werdet ihr auf dem Randstein sitzen und die komischen Wesen belächeln, die auf euch herniedersehen.

Nun wirft der Wärter eine Kugel in den Graben und reißt die Bärin aus sinnenden Träumen. Wütend fletscht sie die Zähne, Gefahr witternd, und ruft sofort die Jungen unter ihr schützendes Fell. Aber jetzt verzieht sie die Schnauze zu einem brummigen Lächeln ob ihrer Nervosität. Sie erkennt das Spielzeug ihrer eigenen Jugend wieder und mit einem übermütigen Puffer schleudert sie es im Kreise des Grabens herum, bis die Kugel an das Gitter aufschlagend mit mächtigem Satz direkt vor die Jungen zu liegen kommt. Herrjeh, sind die erschrocken! Haben die die Augen aufgerissen ob dieser Wundererscheinung, die so schnell laufen und so hoch springen kann. Für sie hat die Kugel ein Gesicht, das droht in seiner Starrheit, und sie mit Entsetzen erfüllt. Fassungslos blicken die drei Kerlchen sich in die Augen. Nur langsam löst sich eines von ihnen und wendet sich der Kugel zu; schielt mit schiefem Köpfchen auf sie und denkt: „Ist die aber frech, die Kugelrunde.“ Die andern zwei hocken dicht an-